

BERND PERPLIES SCHREIBT ALS

WES ANDREWS



FRONTIERSMEN CIVIL WAR 3



DIE VERDAMMTEN VON FORT HOPE

Darüber trug sie ein graues Oberteil, über das sie eine exzentrische, mit Blumenmuster verzierte Weste gestreift hatte. Während Lamarr die Inspektion mit kaum mehr als sanftem Protest quittierte, stieß McDavis einige sehr unfeine Verwünschungen aus, als sie vernahm, dass John sie irgendeines illegalen Handels verdächtigte.

»Ich war immer eine ehrliche Haut, in fünfunddreißig Dienstjahren«, wettete sie auf dem Weg zur Messe. »Keine Einfuhrzölle umgangen, keine Mehllieferungen gestreckt, keine Frachtkisten umetikettiert. Und jetzt kommen Sie daher und behaupten, wir würden Schmuggelware transportieren! Kannst du dir das vorstellen, Toby?« Sie blickte Lamarr an, von dem sie offenkundig Beistand erwartete.

»Nein, äh, also ich habe jedenfalls nichts geschmuggelt. Sie, Captain?«

»Natürlich nicht, du Trottel«, fuhr Wolfe ihn an. »Das muss sich alles um ein furchtbares Missverständnis handeln. Wir transportieren bloß Lebensmittel und Ausrüstung für Fort Hope.«

»Ich weiß«, erwiderte John und zog lächelnd seinen Santhe-CG. »Und aus diesem Grund werden wir jetzt Ihr Schiff übernehmen.«

Lamarr zuckte heftig zusammen, McDavis stieß einen Fluch aus, und Wolfe riss die Augen auf. »Was hat das zu bedeuten?«

»Genau das, was ich sage«, erwiderte John freundlich. »Wir benötigen Ihr Schiff, weil wir nach Fort Hope müssen und Sie über die Genehmigung verfügen, um dort anzudocken. Wir wollen Sie weder bestehlen noch Ihnen etwas antun. Sie werden einfach in Ihren Kabinen eingesperrt und bleiben dort, bis wir wieder von Fort Hope ablegen. He, wir löschen sogar die Fracht für Sie! Ist das nicht zuvorkommend?«

Wie um seine Worte zu unterstreichen, schlug an Steuerbord dumpf hallend die Frachtraumluke zu. »Luken sind verschlossen!«, brüllte Piccoli in den Mannschaftsbereich hinüber.

Im Heck erwachten die Triebwerke zum Leben, und ein Zittern lief durch die Deckplatten. Das Bordsprechsystem wurde aktiviert, und Hobies Stimme war zu hören. »John, wir haben Freigabe von der Raumhafenkontrolle Greenwich. Ich starte den Frachter.«

Ohne den Blick oder die Revolvermündung von seinen Gefangenen zu nehmen, trat John an das in die Wand neben der Luke eingelassene Komm-Gerät. »Verstanden. Ich komme gleich.«

»Was sind Sie für Leute?«, fragte Wolfe langsam.

McDavis schnaubte. »Ich weiß, was das für Leute sind: Konföderierte! So sieht's nämlich aus. Abtrünnige Rebellen, die Chaos auf den Randplaneten schüren. Wenn ich damit nicht mein eigenes Schiff beschmutzen würde, ich würde Ihnen vor die Füße spucken, Sir.«

»Sie würden staunen, wie kalt mich das lässt«, gab John zurück.

»Mich lässt es nicht kalt«, meldete sich Aleandro zornig zu Wort, der gemeinsam mit Piccoli und Sekoya hinter John im Türrahmen erschien. Der junge Computerspezialist baute sich vor den Sitzenden auf. »Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind? Nach all den Jahren der Unterdrückung haben sich die Randplaneten endlich von den Kernwelten

losgesagt – und was machen Sie? Sie halten dem Feind die Treue! Ich fasse es einfach nicht!«

»Schon gut, Aleandro«, mischte John sich ein. »Wir wollen daraus keine Diskussionsrunde machen. Sperrt die Mannschaft einfach ein – nachdem ihr deren Kabinen auf Waffen durchsucht habt.«

Aleandro warf ihm einen kurzen Blick zu. »Nein, Cap. Ich will denen das mal vor Augen halten.« Er wandte sich wieder an McDavis, aber natürlich sprach er alle an. »Sie sind doch freie Frachterpiloten, verdammt! Frontiersmen, wie wir auch! Wie können Sie in einer Zeit, in der die Randplaneten um ihre Freiheit kämpfen, für das Unionsmilitär arbeiten, das ebenjenen Konzernen und Politikern hilft, die nichts anderes im Kopf haben, als uns diese Freiheit zu verwehren? Sie nennen uns Rebellen? Ich nenne Sie Verräter! Sie verraten Ihre Heimat, und Sie verraten alles, wofür ein Frontiersman stehen sollte.«

»Es ist doch nur ein Job«, warf Lamarr schüchtern ein. »Ich mache das, um Geld für meine Mutter ...«

»Sei still, Lamarr«, fuhr McDavis ihn an. »Wir müssen uns diesen Verbrechern überhaupt nicht erklären. Gesetz ist Gesetz – und die da treten es mit Füßen.«

»Tja, da liegen Sie falsch, Lady«, erwiderte Piccoli düster, der seinen Revolver hob. »Gesetze werden von Politikern erlassen. Und die Politiker der Randsektoren haben entschieden, dass sie fortan einen unabhängigen Staat von der Union bilden wollen. Da das Unionsmilitär sich nicht freiwillig zurückzieht, obwohl es dazu aufgefordert wurde, sind wohl die es, die das Gesetz brechen – also Ihre Vorgesetzten. Wir sind vielmehr die Polizeitruppe.«

»Genau«, pflichtete Aleandro ihm bei. »Ich weiß ja nicht, wer Ihr Boss ist, aber meiner ist Sektorgouverneur Jennings.«

John räusperte sich vernehmlich. »Noch bin ich dein Boss, Aleandro, und ich sage, sperr die Truppe endlich in ihre Quartiere. Ich muss ins Cockpit.«

Piccoli brummte zustimmend und packte Wolfe am Arm, um ihn auf die Beine zu zerren.

»Sie mögen denken, dass Sie im Recht sind«, sagte der Captain des Frachters mit grimmiger Miene. »Aber Sie werden dennoch scheitern. Mit dem Diebstahl des Frachters ist es nicht getan. Sie brauchen Flugkoordinaten, Passcodes. Und eins sage ich Ihnen: Von mir bekommen Sie nichts dergleichen.«

Ganz ruhig trat John auf den Mann zu, bis sie kaum noch eine Armeslänge trennte. »Glauben Sie mir, Kumpel: Wenn ich wollte, bekäme ich jedes Passwort aus Ihnen heraus, das ich brauche.« Als Wolfe blass im Gesicht wurde, schenkte John ihm ein schiefes Grinsen. »Aber Sie haben Glück. Wir sind überhaupt nicht auf Ihre Kooperation angewiesen, von niemandem von Ihnen. Wir haben bereits alle Codes, die wir brauchen.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab und marschierte hinaus. Während Piccoli, Aleandro und Sekoya die Besatzung fortschafften, begab sich John ins Cockpit, wo Hobie und Kelly die Kontrollen bedienten.

»Und?«, fragte John. »Wie läuft es?«

Zur Antwort zog Hobie das Steuerhorn zu sich heran, und das Schiff hob auf fauchenden Triebwerksstrahlen vom Boden ab. »Alles unter Kontrolle, John«, versicherte

ihm sein alter Freund. »Mit dem Schiff komme ich klar.« Er warf einen Blick über die Schulter und grinste. »Nächster Halt: Fort Hope!«

FRONTIERSMEN

KAPITEL 4

Der Flug zum Redcross-Transitfeld verlief ohne Zwischenfälle. Da er beinahe zwölf Stunden dauerte, schliefen sie abwechselnd. Kelly, Piccoli und Sekoya übernahmen die erste Wache während der Beschleunigungsphase, John, Hobie und Aleandro die zweite während des Abbremsens. Im Cockpit gab es nur zwei Sitzplätze, deshalb zog sich der junge Computerspezialist zurück, um in der Messe an seinem Padd zu arbeiten und zwischendurch eine Runde durchs Schiff zu drehen und nach den drei eingesperrten Besatzungsmitgliedern zu schauen. Jede Kabine verfügte über eine kleine Nasszelle, und Kelly hatte kurz nach dem Start Wolfe und seinen Leuten etwas zu essen und zu trinken angeboten, entsprechend hatte sich bisher keiner der drei gemeldet – sah man von McDavis ab, die hin und wieder Beleidigungen durch die geschlossene Luke schrie.

Im Cockpit bekamen John und Hobie kaum etwas davon mit. Hier waren sie nur vom leisen Brummen der Triebwerke, das durch die Raumschiffhülle getragen wurde, dem sanften Glühen der Instrumente und den fernen Sternen umgeben, die in der Schwärze außerhalb der breiten, rechteckigen Frontscheibe funkelten. Sie saßen nebeneinander, tranken Tütenkaffee, den sie in der Messe gefunden hatten, und genossen schweigend die Anwesenheit des jeweils anderen, wie es nur Männer vermögen, die einander schon sehr lange kennen.

Schließlich räusperte sich John, um eine Frage zu stellen, die ihn schon seit einer Weile beschäftigte. »Sag mal, Hobie: Läuft etwas zwischen dir und Steenbergen?«

»Wie bitte?« Überrascht sah ihn sein alter Freund von der Seite an.

»Steenbergen. Mir ist aufgefallen, dass du dich in den letzten Wochen mehrmals mit ihr getroffen hast. Es wurde jedes Mal ziemlich spät – und das sage ich, ohne wie deine Mutter klingen zu wollen.« Er verzog die Mundwinkel zu einem kleinen Lächeln. »Also, ist das noch reine Freundschaft, oder muss ich mir bald einen neuen Mechaniker suchen, weil du irgendwo auf Purcell oder Heaven's Gate eine idyllische Farm mit der Lady bezieht?«

Sie hatten Rita Steenbergen kennengelernt, als John und seine Leute vierzig Frachter voller gestohlenem Wehrmaterial quer durch den ganzen Concord-Sektor und die Badlands bis nach Haven geleitet hatten. Die ehemalige Arbeiterführerin war eine zähe Veteranin, deren herbe Schönheit ebenso wie ihre zupackend herzliche Art Johns altem Freund

gehörig den Kopf verdreht hatte. John gönnte Hobie diese Gefühle, das stand außer Frage. Aber er würde den Mann, der die *Mary-Jane Wellington* besser als jeder sonst in der Galaxis kannte – John eingeschlossen –, nur sehr ungern verlieren.

Hobie stellte seine Kaffeetasse aufs Armaturenbrett und hob mit tadelndem Blick einen Zeigefinger. »Also zunächst einmal würde ich niemals auf eine Farm ziehen. Sehe ich aus wie ein Landwirt? Wenn ich mich je niederlasse, dann mache ich am Rand eines Raumhafens eine Werkstatt auf, das könnte sich Miss Rita nämlich auch vorstellen. Aber zweitens habe ich das überhaupt nicht vor, denn die *Mary-Jane* ist mein Zuhause, und ein besseres Zuhause gibt es nicht. Außerdem ist meine Freundschaft zu Rita Steenbergen rein platonisch. Wir schätzen beide einen guten Whiskey, und uns eint eine gewisse Lebenserfahrung. Da vergeht ein geselliger Abend wie im Fluge.«

»Das freut mich zu hören – also, dass du die *Mary-Jane* nicht zu verlassen gedenkst.« John nippte an seinem Kaffee. »Auch wenn ich es für Steenbergen verstanden hätte. Sie ist eine außergewöhnliche Frau.«

Hobie seufzte leise. »Ja, das ist sie. Ich gebe schon zu, dass ich sie mag. Und ich wage zu behaupten, dass sie mich auch gut leiden kann. Aber weißt du, John: Die Tage sind im Augenblick so unsicher, unsere Zukunft so ungewiss, solange Krieg herrscht. Das ist einfach der falsche Zeitpunkt, um über mehr nachzudenken als die Frage, welche Destille auf Harrington das beste Gesöff brennt.«

John nickte langsam. »Ja, vermutlich hast du recht.«

»Wenn der Krieg vorbei ist und wir alle noch leben ...« Hobie richtete den Blick zum Cockpitfenster hinaus auf die Sterne, und seine faltige Miene nahm einen versonnenen Ausdruck an. »Vielleicht frage ich sie dann wirklich, ob sie sich vorstellen könnte, den Rest ihrer Tage mit einem heruntergekommenen Kerl wie mir zu verbringen. Meinst du, auf der *Mary-Jane* wäre ...« Er ließ die Frage in der Luft hängen.

»Für eine Mrs Hobel immer«, erwiderte John grinsend.

»Ho, nicht so schnell mit den jungen Pferden.« Abwehrend hob sein alter Freund die Hände, während er gleichzeitig rote Ohren bekam. »Von Heiraten hat niemand gesprochen. Mir würde es schon völlig genügen, wenn wir einfach zusammen durchs All ziehen könnten.« Er schob sich die rote Schirmmütze in den Nacken und kratzte sich am Kopf. »Was, meinst du, würde sie wohl sagen? Würde sie zustimmen?«

John zuckte mit den Schultern. »Warum nicht? Es sei denn, sie will mit ein paar ihrer Leute ein eigenes Frachtunternehmen starten, sobald Langdon, West und die anderen sie nicht mehr brauchen. Genug Schiffe hat sie ja.«

»Hm. Ja. Das wäre denkbar.« Hobie schaute wieder hinaus auf die Sterne, dann zuckte auch er mit den Schultern und nahm seine Kaffeetasse zur Hand. »Es wird sich zeigen. Eins nach dem anderen.« Er trank einen Schluck, bevor er sich John wieder zuwandte. »Aber wo wir gerade von Frauen sprechen. Wirst du dich jemals zwischen Kelly und Sekoya entscheiden können?«

Erstaunt erwiderte John den verschmitzten Blick seines Mechanikers. »Was soll das denn heißen? Mir war nicht bewusst, dass ich unter einem Entscheidungszwang stehe.«

»John, du achtest wirklich mehr auf das Raumschiff, das du fliegst, als auf die Menschen, die dich umgeben«, bemerkte Hobie tadelnd.